

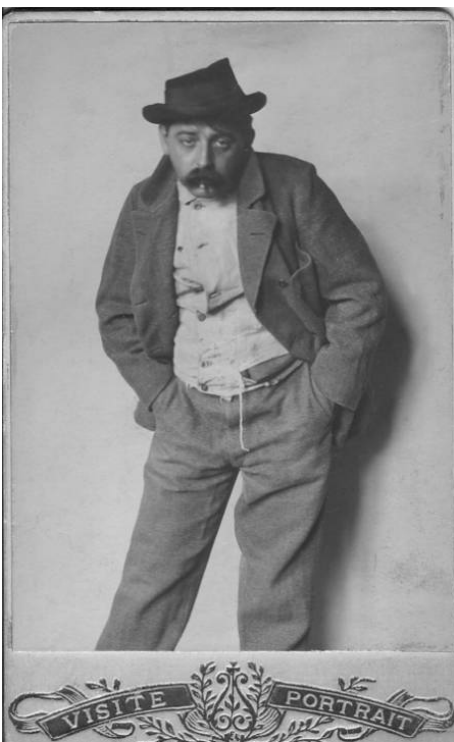
# Eine Topographie des Elends

## Zur Vorgeschichte des Wohnbaus im *Roten Wien*

*[Zeitfenster 1910er Jahre]*

*Obdachlos! Ohne Mittel, sich ein Obdach zu schaffen. Hungrig! Frierend in den leichten Kleidern – man sollte glauben, daß solches Elend keine Steigerung mehr verträge, und doch gibt es noch Schlimmeres, das fast jede Gemeinschaft mit den Menschen ausschließt. Es gibt Läuse.*

Mit diesen Worten eröffnete der Journalist Max Winter (1870-1937) eine seiner vielen Sozialreportagen, mit denen er im Wien des Fin de Siècle zum Chronisten des weit verbreiteten Wohnelends wurde. Seine besondere Art des Recherchierens war aufwendig, gewagt, und sie war völlig neu. Lange Zeit, bevor die Bezeichnung *investigativer Journalismus* – als ein autoptisches, auf Augenzeugenschaft beruhendes Verfahren – erfunden wurde, hat Winter diesen schon praktiziert. Seine Idee, in Tarnung prekäre Arbeits- und Lebensbereiche aufzusuchen, um *undercover* das grenzenlose Elend jener zu beschreiben, die ein *verworfenes Leben* (Zygmunt Baumann) führten, war von Anbeginn das Kennzeichen von Winters Arbeit.



Max Winter, verkleidet als  
Kanalstrotter, um 1902

*Es ist 4 Uhr nachmittags. Der Dezembertag geht seinem Ende zu. In der Blattgasse unter den Weißgerbern stehen wir – 300 Männer, Burschen und Greise, in qualvoller Enge aneinandergedrückt, einer dem andern unsere Lebenswärme mitteilend, ein Haufen dunstender Leiber, und warten auf Einlaß in das Asyl für Obdachlose.*

Winters bedrückende Reportagen, in denen er einen möglichst klaren, möglichst authentischen Blick auf all die Männer, Frauen und Kinder warf, die ein beschwerliches Leben ohne Aussicht auf Besserung

fürten, haben bis heute nichts von ihrer Eindringlichkeit verloren. Sie entwerfen ein Szenario des Elends, das im Alltag der späten Donaumonarchie zwar allgegenwärtig war, in den politischen Diskussionen aber lange Zeit keinen Niederschlag fand. Zu den bevorzugten Themen von Winters Reportagen zählten zum einen die inferioren Arbeits- und Lohnverhältnisse in der böhmischen Glas- und Textilbranche. Diese waren vielfach so katastrophal, dass die Kinder der dort Tätigen in manchen Jahren buchstäblich verhungerten – so geschehen etwa 1902 im südlichen Böhmerwald. Zum anderen waren es immer wieder die desaströsen Wohnverhältnisse in den großen Städten, die der engagierte Journalist detailreich und voller Empathie beschrieb.

Die Qualität seiner Texte liegt zunächst darin, dass sie einprägsame und beim Leser lang nachwirkende Bilder evozieren. Vergleichbar mit der zeitgleich aufkommenden sozialdokumentarischen Fotografie zeigen sie ungeschönte Momentaufnahmen von Menschen am Rand der Gesellschaft. Die eigentliche Stärke von Winters Reportagen liegt aber woanders. Mit großer Regelmäßigkeit pflegte er Begriffe einzustreuen, die in ihrer sprachlichen Wucht einen appellativen Charakter besaßen und einer politischen Anklage gleichkamen. So etwa, wenn er daran erinnerte, dass die Obdachlosen aufgrund körperlicher Gebrechen oder wegen Läusebefalls von der „Gemeinschaft“ ausgeschlossen blieben; oder wenn er von den „frierenden“ Körpern schrieb und dabei den Begriff der „Lebenswärme“ als Grundrecht eines menschwürdigen Daseins einklagte. Dieses Recht auf körperlichen Schutz und auf Zugang zu grundlegenden Hygienestandards müsse, so Winters implizite Forderung an die politisch Verantwortlichen, in modernen Zeiten gewährleistet und gesetzlich verankert werden.

*Endlich! Zwei Schritte, und ich bin an der Schwelle. Ich trete als zweiter ein. Im Flur weist uns ein junger Bursch in eine fahle Kammer zur Linken. Wir sind im ganzen unser fünf, der sechste kommt mit den Worten in die Kammer: „Aner is z´viel. Aner muaß in d´Quellengass'n.“*

Die hohe Unmittelbarkeit seiner Reportagen erzielte Winter nicht allein durch die meist im Dialekt gehaltenen Dialoge, sondern auch durch genaue Ortsangaben. Anders als bürgerliche Sozialreformer, die vereinzelt zwar ebenfalls über die Wohnmisere berichteten, in ihren Schlüssen aber oft vage blieben, benannte Winter konsequent die von ihm erkundeten Stätten des menschlichen Leids und zögerte nicht, die Gründe hierfür anzugeben. Über Jahre hindurch erstellte er auf diese Weise eine präzise Stadttopographie des Elends und verwies auf die raren Refugien, wo dieses Elend zumindest stundenweise gelindert wurde – wie z.B. in den Wärmestuben oder eben im Haus in der Blattgasse 4 (III.), das als private Initiative 1870 eröffnet worden war und bei dem es sich um das erste in Wien gegründete Obdachlosenheim überhaupt handelte. Davon freilich gab es in Wien viel zu wenige. Gerade im internationalen Vergleich wurde dieser Mangel deutlich.

*Die Wiener Asyle haben 324 Betten Belegraum, und zwar hat das Frauenasyl 60, das Männerasyl 194 und die Winterfiliale im X. Bezirk 70 Betten. Die Berliner Asyle hatten schon 1896 vor ihrem Neubau,*

*respektive vor ihrer Umgestaltung 430 Betten Belegraum (310 Männer, 120 Frauen und Kinder); seit Dezember 1896 aber, seit das neue Männerasyl eröffnet und das Frauenasyl erweitert wurde, finden täglich 700 Männer und 150 Frauen und Kinder Unterkunft, zusammen also 850 Personen gegen 324, respektive 254 (im Sommer) in Wien. Wien hat 1,600.000 Einwohner, Berlin etwas über 2 Millionen Einwohner – das Verhältnis ist also ein gar nicht ungleiches. Daher kommt auch der Jammer, daß in Wien täglich soundsoviel Personen gar nicht eingelassen werden und unter Verhältnissen die Nächte zubringen müssen, die einfach haarsträubend sind.*

Die fehlenden Unterkünfte für Obdachlose waren jedoch nicht der einzige Missstand, den Winter anprangerte. Noch schärfer wurde er in seiner Kritik an den in jeder Hinsicht untragbaren Zuständen in den Zinshäusern, deren Eigentümer, so Winters Vorwurf, sich an der Not der Menschen schamlos bereicherten. Im Zentrum seiner Empörung stand wiederholt das Haus *Zum Bienenstock* in der Schimmelgasse 17 (III.) sowie die sog. „Patzrik-Hütten“ am Brigittaplatz, Ecke Jägerstraße (XX.). Dieses Haus bot Winter

*das schlimmste Bild menschlicher Verelendung, das mir in bewohnten Häusern je untergekommen ist. Was ich sah? Kurz: einen Stall, der für Thiere zu schlecht geworden ist ... als Behausung für zehn Menschen, darunter drei Kinder, die in wilder Unzucht unter völlig herabgekommenen Lumpenproletariern leben... Der Raum ist eine sanitäre Gefahr, ebenso wie das Weiterleben in dieser Wohnung den sittlichen Untergang der Kinder zur Folge haben muß. Und für diesen Raum nimmt die edle Hüttenbesitzerin Patzrik 270 Kronen im Jahr ein.*

Welche menschlichen Tragödien sich in solchen privat geführten Zinshäusern Tag für Tag abspielten, war von außen oft nicht sichtbar. Es gehört zu den Besonderheiten Wiens, dass auch die Häuser in der Vorstadt meist schmucke Fassaden hatten, nicht selten versehen mit reich verzierten Eingangsportalen sowie mit großen Balkonen, die auf kunstvoll ausgeführten Karyatiden ruhten. Im Hausinneren allerdings bot sich ein gänzlich anderes Bild, nämlich eines voll „trotzloser Ödigkeit und anspruchsvollster Schäbigkeit“ – so 1910 ein Teilnehmer des IX. *Internationalen Wohnungskongresses*, der die Wiener Wohnmisere mit Bestürzung zur Kenntnis nahm.

In den letzten Jahren vor Ausbruch des 1. Weltkriegs begann sich die Situation langsam zu ändern. Der politische Druck, den besonders die Sozialdemokraten auf die in Wohnungsfragen weitgehend untätige bürgerliche Stadtregierung ausübten, wurde immer größer. Längst war Winter nicht mehr der einzige Reporter, der unablässig und mit spitzer Feder auf die *andere*, die schäbige und trostlose Seite der glänzenden Kaiserstadt aufmerksam machte. Allerdings wurde damals auch erkannt, dass das Genre der Sozialreportage,



d.h. das journalistische Prinzip der teilnehmenden Beobachtung, allein wohl nicht ausreichte, um eine echte Besserung der Lage herbeizuführen.

Dies umso weniger, als die von Journalisten immer öfter unternommenen Streifzüge durch die Quartiere des Elends zunehmend auch auf Ablehnung stießen. Tatsächlich war dieses Genre rasch in Mode gekommen, und immer häufiger wurden die aufwühlenden Berichte mit Fotos illustriert. Zu sehen waren diese oft im Rahmen von Lichtbildvorträgen in der Wiener Urania. Zwar ließ sich mit solchen massenwirksamen und höchst erfolgreichen Veranstaltungen ein größeres Bewusstsein über das Thema erzielen.

Hermann Drawe und Emil Kläger  
Das Innere eines Quartiers, 1904

Gleichzeitig aber wurden diese Vorträge auch scharf kritisiert. Insbesondere der linke Flügel der Sozialdemokraten erhob den Vorwurf, dass derlei Veranstaltungen lediglich den Voyeurismus beförderten und dabei einmal mehr Geld mit dem Schicksal der Ärmsten verdient würde. Es bedurfte also, so die Erkenntnis, anderer und besserer Mittel, um eine wohnpolitische Änderung herbeizuführen.

Zu den eindrucksvollsten Zeugnissen jenes Versuchs, neue Wege zu beschreiten, zählt die 1918 publizierte Studie „Wiener Wohnungs-Elend“ des Journalisten Bruno Frei (1897-1888). Frei wusste zwar ebenfalls sehr genau um die Macht der Bilder, weshalb auch er das Medium der Fotografie einsetzte, um seine Botschaften anzubringen. Gemeinsam mit den beiden Amateurfotografen Anton und Hans Bock unternahm er wiederholt Gänge durch die Wiener Elendsquartiere, und die dabei entstandenen Aufnahmen zählen tatsächlich zu den eindrucklichsten Belegen der städtischen Wohnungsnot.

Gleichzeitig aber war sich Frei sehr darüber im Klaren, dass nicht nur Wörter und ausdrucksstarke Bilder, sondern auch nackte Zahlen eine große Wirkung entfalten können. Seiner Studie – „*hier sollen Zahlen ihre eigene Sprache führen*“ – enthält deshalb eine Fülle von Graphiken, Listen und Tabellen, aus denen unbestreitbar hervorgeht, wie dramatisch die Situation wirklich war und wie sehr politischer Handlungsbedarf bestand. Höchst überzeugend konnte Frei etwa belegen, dass die Sterblichkeit in Wien-Favoriten mehr als dreimal so hoch war wie in der Inneren Stadt. Dasselbe galt bezüglich der Tuberkuloseerkrankungen, und im Hinblick auf den verfügbaren Wohnraum war das Verhältnis zwischen den beiden Bezirken überhaupt eklatant:



Anton und Hans Bock, Bewohner Keller, XIV, Beckmannngasse 66, um 1909

Während im 1. Bezirk nur 7 Personen (von 1000) in einer 1-2-Zimmer-Wohnung leben mussten, war dies im 10. Bezirk bei 61 Personen der Fall.

Das Überzeugende an Freis Studie lag darin, dass er sich in seinen Analysen nicht nur auf die eigenen Erfahrungen stützte. Vielmehr berücksichtigte er auch Resultate der internationalen Wohnungsforschung, verwies auf Erkenntnisse von Ärzten und Sozialhygienikern, setzte sich kritisch mit den Schriften heimischer Nationalökonomen auseinander – und gelangte zuletzt zu einem bitteren, fast resignativen Urteil.

*Von der Zeit, von welcher edle Zukunftsseher träumen, daß in ihr jeder arbeitende Mensch das Notwendigste an Nahrung, Wohnung und Kleidung zeitlebens unverkürzt zubekommen wird, sind wir entfernter denn je. Wir haben Geld für jegliches Vernichtungswerk, aber keines für die Rettung, Erhaltung und Gesundheit von gemeinem Menschleben! Mit Menschen sparen wir nicht, des „Gesindels“ gibt es immer noch genug. Wir gehen bergabwärts und nicht aufwärts. Wer weiß, wann wir das dunkle Tal überschritten haben werden. Aber was in unserer Macht ist und in der Macht der Mächtigen, muß geschehen, um der Zukunft willen, für die wir verantwortlich sind.*

Bruno Frei schrieb diese Zeilen im letzten Kriegsjahr. Wenige Monate danach – am 4. Mai 1919 – erhielten die Sozialdemokraten im Wiener Gemeinderat die Mehrheit, und schon am 19. Juni 1919 wurde begonnen, den Metzleinstaler-Hof in Wien-Margareten zu errichten. Dieser gilt als Auftakt der umfassenden Bautätigkeit des Roten Wien: endlich wurden die längst notwendigen Schritte gesetzt; endlich wurde begonnen, die Wohnungsnot nicht nur journalistisch, sondern auch politisch wirksam zu bekämpfen.

**Bild Credits:**

Abbildung 1: © VGA – Verein für Geschichte der ArbeiterInnenbewegung, Wien

Abbildung 2: © Österreichisches Volksschularchiv

Abbildung 3: © Österreichische Nationalbibliothek Wien, Bildarchiv